**Universitätsgottesdienst am 08.07.2018**

**in der Peterskirche, Heidelberg**

**Predigt über Jak 1,26-27**

(Prof. Dr. Matthias Konradt)

Liebe Gemeinde, unser heutiger Predigttext stammt aus dem Brief, den Martin Luther einst eine „stroherne Epistel“ schimpfte[[1]](#footnote-1), mit der er zu Wittenberg den Ofen heizen wollte[[2]](#footnote-2), weil sie so gar keine evangelische Art an sich habe[[3]](#footnote-3). Luthers markante Aussagen haben einer unbefangenen Wahrnehmung des Jakobusbriefes in weiten Teilen evangelischer Theologie und Kirche nachhaltig, ja bis in die Gegenwart hinein im Weg gestanden und geschadet. Auch in der neuen Lutherbibel steht der Jakobusbrief nicht da, wo er im neutestamentlichen Kanon hingehört und in anderen Übersetzungen, inkl. der Zürcher oder der Elberfelder Bibel, steht, nämlich an den Anfang der Briefe, die nicht dem Corpus der paulinischen Briefe zugehören; er steht vielmehr als vorletzte Schrift erst vor der Johannesoffenbarung. In der neutestamentlichen Zunft hat sich indessen auch in protestantischen Kreisen in den letzten Jahrzehnten endlich die Einsicht entwickelt, dass Luther es aufgrund seiner historischen Kontexte nicht gelungen ist – und wohl auch kaum gelingen konnte –, dem Jakobusbrief und seiner Theologie Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Und es hat sich auch die Einsicht entwickelt, dass der Jakobusbrief eine gewichtige Stimme des Urchristentums repräsentiert. Es mag daher gut sein, in unserer Predigtreihe zur Frömmigkeit auch der Stimme des Jakobusbriefes einmal Gehör zu schenken. Ich lese aus dem 1. Kapitel die Verse 26 bis 27:

26 Wenn jemand meint, er sei fromm, aber seine Zunge nicht im Zaum hält, sondern sein Herz betrügt, dessen Gottesdienst ist nichtig. 27 Der wahre und unbefleckte Gottesdienst vor Gott, dem Vater, ist der: für Witwen und Waisen in ihrer Not zu sorgen und sich selbst von der Welt unbefleckt zu halten.

Was Jakobus hier mit knappen Worten skizziert und dann im Fortgang seines Briefes entfaltet, ist eine schneidende Kritik an einem Sonntagschristentum, das sich die Botschaft des Wortes Gottes im Gottesdienst gefallen lässt, aber im Alltag nicht daraus lebt. Man übt sich in frommen Riten, schmettert, im Herzen ergriffen, geistliche Lieder und lässt sich die Gnade des barmherzigen Gottes zusprechen, aber orientiert sich in seinem Leben dann doch an ganz anderen Parametern als denen, die sich aus der biblischen Botschaft ergeben. Für Jakobus ist so etwas frommer Selbstbetrug; eine solche Gottesverehrung ist nichtig, vergeblich, ohne Wert und Gehalt.

Wahre Frömmigkeit zeigt sich vielmehr daran, dass man seine Zunge am Zügel zu führen vermag, sich Bedürftigen zuwendet und sich, wie Jakobus sagt, von der Welt unbefleckt hält. Was es damit auf sich hat, erläutert er im Fortgang in drei kurzen Abhandlungen. Er illustriert seine Anliegen dabei jeweils mit Beispielen, die in den Bereich des Gemeindegottesdienstes führen, und lässt seine Kritik an der Gespaltenheit von Christen in der Lebensorientierung auf diese Weise sogar in den Gemeindegottesdienst selbst hineinreichen: Sogar im Gottesdienst selbst fällt das, was man hört und glaubt, und das, was man tut, auseinander.

Jakobus beginnt mit dem letzten Aspekt: sich von der Welt unbefleckt halten. Was Jakobus hier bei der Welt im Blick hat, berührt sich eng mit dem, was Jesus als Mammondienst kritisiert hat. Jakobus schärft seinen Adressaten ein, dass christlicher Glaube unvereinbar ist mit einer unterschiedlichen Behandlung von Menschen, die sich am sozialen Status des anderen orientiert: Reiche werden hofiert, Arme schäbig behandelt. Jakobus mahnt seine Adressaten, dass sie ihren Glauben frei halten sollen von jeglichem Ansehen der Person (2,1). Und er illustriert das, was ihm beim Ansehen der Person vor Augen steht, mit einem instruktiven Beispiel. Da kommen zwei am christlichen Glauben Interessierte in den Gottesdienst. Der eine goldberingt, in feines Tuch gekleidet. Der andere ein Bettelarmer in heruntergekommener Kleidung. Dem Goldfinger bietet man höflich zuvorkommend einen besonders schönen Platz an. Auf den Armen sieht man herab und bedeutet ihm: „Stell dich dorthin oder setz dich da unten hin neben meinen Schemel!“ (2,3). Ansehen der Person, vielleicht noch garniert mit Nützlichkeitserwägungen. Der Reiche könnte die Reputation der Gemeinde anheben; vielleicht spendet er auch einmal ein Kirchenfenster. Der Arme belastet nur die ohnehin schon ausgezehrte Diakoniekasse.

Mit seiner Warnung vor dem Ansehen der Person und seinem Beispiel führt Jakobus uns mit der ihm eigenen Klarheit an eine Kernfrage unseres Lebens: An welchen Kriterien orientieren wir unser Verhalten gegenüber unseren Mitmenschen? Was sind die Leitlinien unseres Umgangs miteinander? Jakobus hat da eine präzise Vorstellung: ein liebe- und achtungsvoller Umgang miteinander, der nicht danach unterscheidet, ob man es mit dem Vorstandsvorsitzenden x oder dem Gabelstapelfahrer y zu tun hat.

Kein Ansehen der Person! Unparteiisch sein! Als Säule unserer Rechtskultur ist uns dieser Grundsatz durchaus vertraut. Urteile sind ohne Ansehen der Person zu fällen. Was jemand wirklich getan hat, ist ausschlaggebend. Zumindest in der Theorie ist das so. Kein Ansehen der Person!

Aber wie ist das in unserem Alltagsverhalten? Wenn wir uns dies fragen, müssen nicht auch wir ehrlicherweise zugeben, dass wir uns davon keineswegs freisprechen können? Überall, auch in unseren Gemeinden, gibt es die VIPs, die da, wo sie sich blicken lassen, besonders ehrenvoll behandelt werden, während andere immer wieder die Erfahrung machen müssen, links liegen gelassen zu werden. Wie oft begegnen wir Menschen nicht auf Augenhöhe, sondern buckeln vor den einen und blicken auf die anderen herab? Jubeln den einen zu – in der Hoffnung, uns etwas in ihrem Licht mitsonnen zu können –, und lassen andere erfahren, dass wir in der sozialen Pyramide über ihnen stehen!

Ich habe eben gesagt, dass uns Jakobus mit seinem Grundsatz „kein Ansehen der Person“ vor eine Kernfrage unseres Lebens stellt. Er berührt tatsächlich existentielle Fragen: Wenn ich nämlich die Nähe von jemandem suche, weil er etwas darstellt, vielleicht, weil er reich ist, weil er etwas *hat*, etwas besitzt, oder vielleicht auch, weil sie so phantastisch Musik machen kann … – dann stellt sich die Frage: Bedeute ich auch mir selbst nur etwas, wenn ich etwas *habe*; wenn ich gute Kleidung oder Reichtümer besitze; wenn ich Spitzennoten im Studium bringe; wenn ich mir im Beruf Ansehen erworben habe? Von meiner Betrachtungsweise über die anderen ausgehend kann ich etwas über mich selbst erfahren.

Kein Ansehen der Person, sich in diesem Sinne von der Welt unbefleckt zu halten, ist daher mehr als ein *moralischer* Grundsatz. Er führt an das Fundament unseres Lebensentwurfs. Der christliche Glaube hat hier, folgen wir Jakobus, eine klare Position: Die Warnung, Menschen nach äußerlichen Kriterien wie Kleidung, Reichtum, berufliche Stellung usw. zu beurteilen, gründet darin, dass jeder Mensch bei Gott immer schon ein *gutes* Ansehen hat. Jakobus bringt darüber hinaus noch einen weiteren Aspekt ins Spiel, wenn er pointiert vom Glauben an *die Herrlichkeit* unseres Herrn Jesus Christus spricht. Darin kommt zum Ausdruck: Als Christen vertrauen wir darauf, mit der Auferstehung im Himmel mit der Herrlichkeit umkleidet zu werden, in die der erhöhte Herr Jesus Christus bei Gott aufgenommen wurde; wir hoffen darauf, Erben des *Reiches Gottes* zu werden, wie Jakobus wenige Verse später schreibt. Was aber kann dann noch all der vermeintliche *irdische* Glanz bedeuten? Was ist ein goldener Ring gegenüber der himmlischen Herrlichkeit? Für Jakobus nimmt man seinen eigenen Auferstehungsglauben nicht ernst, wenn man hier auf Erden parteiisch handelt. Man folgt weltlichen Werteparametern, nicht denen des Reiches Gottes.

Man verstößt, so Jakobus weiter, zudem auch gegen das Nächstenliebegebot. Denn dieses macht parteiisches Verhalten wie im geschilderten Fall unmöglich. Das bedeutet natürlich nicht, dass man den Reichen so schofelig behandeln soll, wie das im Beispiel dem Armen zuteilwurde, sondern umgekehrt, dass dem Armen mit derselben Achtung begegnet wird wie dem Reichen. Wo dies nicht geschieht, ist für Jakobus all die sonst gezeigte Frömmigkeit nichtig. Denn, so fragt er in seinem Brief: Hat Gott nicht die vor der Welt Armen zu durch den Glauben Reichen erwählt, zu Erben seines Reiches?“ (2,5) Wer den Worten Jesu folgt, kann diese Frage nur bejahen: „Selig sind die Armen, denn ihrer ist das Reich Gottes.“ (Lk 6,20) Wenn aber Gott sich den Armen in besonderer Weise zugewandt hat, dann zeigt sich Frömmigkeit und wahre Verehrung Gottes auch darin, dass man die Armen nicht herablässig behandelt.

Ein zweites Beispiel. Weiterhin spricht Jakobus vom Glauben, nun von der für ihn völlig absurden Situation, dass der Glaube keine Früchte trägt, dass er keine Werke bei sich hat. Es geht also weiterhin darum, dass mit dem Glauben kein ihm gemäßer Lebenswandel einhergeht. Wie absurd das für ihn ist, illustriert er durch ein weiteres Beispiel, das wieder in den Bereich des Gemeindegottesdienstes führt, nun an dessen Ende. Da gibt es in der Gemeinde eine Mitchristin und einen Mitchristen, die selbst das Allernötigste entbehren. Sie haben weder etwas zum Anziehen noch genug zum Essen. Am Ende des Gottesdienstes werden sie freundlich verabschiedet mit den Worten: „Geht hin in Frieden! Wärmt und sättigt euch!“ (2,16) Aber diese Worte sind nun nicht Begleitschmuck entsprechenden Handelns, wie das im Kontext einer christlichen Gemeinde zu erwarten wäre, sondern Jakobus muss feststellen: „Ihr gebt ihnen aber nicht, was der Leib braucht.“ In einem solchen Fall sind die freundlichen Worte völlig nutzlos, ja mehr noch: Sie sind geradezu zynisch.

Das Beispiel zeigt, wie selbstverständlich zum Glauben Früchte tätiger Nächstenliebe gehören müssten. Gibt es sie nicht, verdient solch ein werkloser Glaube im Grunde seinen Namen nicht. Und wo sich der Glaube nur in der Teilhabe an schönen Gottesdiensten manifestiert und der Glaubende sich in seine Innerlichkeit zurückzieht, in der er mit seinem lieben Gott allein sein möchte, da wird, so Jakobus, nicht der Gott verehrt, den die biblischen Texte bezeugen. Wahrer Gottesdienst ist, so unser Predigttext, für Witwen und Waisen in ihrer Not zu sorgen. Witwen und Waisen bilden in der Bibel die klassischen Gruppen von Menschen, die auf Hilfe angewiesen sind. Wahrer Gottesdienst zeigt sich also im diakonischen Einsatz für die Bedürftigen. „Was ihr einem meiner geringsten Brüder und einer meiner geringsten Schwestern angetan habt“, sagt Jesus, „das habt ihr mir angetan“ (Mt 25,40). „Was ihr ihnen nicht getan habt, das habt ihr auch mir nicht getan“ (25,45).

Der dritte Punkt: Nun geht es um die Zunge, die man nicht am Zaum zu führen vermag. Den Jak durchzieht ein feines Sensorium dafür, wie Menschen miteinander reden. Worte können bekanntlich verletzen, niedermachen, ja töten. Jakobus ist – wie Jesus – alarmiert angesichts des Richtgeistes, mit dem Menschen einander begegnen und einander das Leben verleiden (4,11f). Wer aber seinen Nächsten liebt, der ist nachsichtig mit ihm, wenn er oder sie einmal Mist gebaut hat oder einfach mal etwas misslungen ist. Wer seinen Nächsten liebt, zerreißt sich nicht das Maul über das, was der Nächste sich eventuell hat zu Schulden kommen lassen, der schmäht den Nächsten nicht vor anderen; der redet mit ihm – im Geist der Versöhnung; der sucht Verständigung und Einsicht.

Jakobus warnt seine Adressatinnen und Adressaten vor dem gefährlichen Übel der Zunge. Er argumentiert dabei von einem Satz aus, der ihn ganz sympathisch macht. Er schreibt: „Wir alle verfehlen uns vielfältig“ (Jak 3,2). Er nimmt sich hier nicht aus. Er bezieht selber eben nicht die Warte des hochmütigen Richters über andere. Er spricht als Gleicher unter Gleichen. „Wir alle verfehlen uns vielfältig.“ Am schwersten aber ist es, immer sein Mundwerk im Griff zu haben. Zungensünden haben wir alle auf unserem Konto stehen. Die Zunge ist nicht dauerhaft zu zähmen (3,7f). Wie schnell rutscht ein Wort heraus, das wir schon im nächsten Moment bereuen. Aber wir sind umgekehrt nicht zu einer chronisch ungezügelten Zunge verdammt.

Jakobus bringt nun wieder ein Beispiel und beleuchtet mit diesem wieder die Gespaltenheit der nichtigen Gottesverehrung. Er schreibt: „Mit [der Zunge] loben wir den Herrn und Vater, und mit [derselben Zunge] fluchen wir die Menschen, die nach dem Bilde Gottes gemacht sind. Aus ein und demselben Mund kommen Segen und Fluch. Nicht soll dies, meine Geschwister, so sein. Lässt denn eine Quelle aus ein und demselben Loch süßes und bitteres Wasser fließen?“ (Jak 3,9–11). Gott mit preisenden Worten verehren, aber zugleich ihn in Gestalt seines Ebenbildes schmähen und runterputzen, das geht nicht zusammen. Das ist im Lichte des Glaubens an Gott, den Schöpfer, unmöglich, denn nicht nur ich bin ein von ihm geliebtes Geschöpf. Mein Mitmensch ist es auch, und zwar völlig unabhängig davon, ob ich ihn oder sie gerade sonderlich sympathisch finde.

Der Glaube an Gott, wie er in der Bibel bezeugt wird, hat also konkrete Konsequenzen. Ich nehme noch einmal einen Gedanken zum ersten Beispiel auf. Ich sagte: Die Warnung, Menschen nach äußerlichen Kriterien wie Kleidung, Reichtum, berufliche Stellung usw. zu beurteilen, gründet darin, dass *jeder* Mensch bei Gott immer schon ein *gutes* Ansehen hat, auch der Bettelarme. Unser letztes Beispiel vertieft diesen Gedanken: Der andere ist Gottes Geschöpf, er ist nach dem Bilde Gottes geschaffen worden. Im Mitmenschen tritt uns daher *Gottes* Anspruch entgegen. Daraus folgt: Wer Gott verehrt, spricht friedfertig mit dem, der nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen ist. Deshalb schreibt Jakobus in den Versen unseres Predigttextes: Wenn jemand meint, er sei fromm, aber seine Zunge nicht im Zaum hält, dessen Gottesdienst ist nichtig. So eine Frömmigkeit ist Selbstbetrug.

Jakobus’ Stimme, liebe Gemeinde, ist im biblischen Kanon nicht die eines einsamen Solisten. Wir haben es gerade in den Lesungen gehört: das Wort Jesu: „Was ihr einem meiner geringsten Schwestern und Brüder getan habt …“. Oder das Wort aus dem Buch des Propheten Jesaja: „5Soll das ein Fasten sein, an dem ich Gefallen habe, ein Tag, an dem man sich kasteit …? 6Ist nicht das ein Fasten, an dem ich Gefallen habe: … 7… Brich dem Hungrigen dein Brot, und die im Elend ohne Obdach sind, führe ins Haus! Wenn du einen nackt siehst, so kleide ihn, und entzieh dich nicht deinem Fleisch und Blut!“ (Jes 58,5–7) Oder der Prophet Amos, dem es wie Jakobus an Deutlichkeit nicht mangelt, wenn er als Wort Gottes verkündet: „21 Ich hasse und verachte eure Feste … 23 Tu weg von mir das Geplärr deiner Lieder; denn ich mag dein Harfenspiel nicht hören! 24 Es ströme aber das Recht wie Wasser und die Gerechtigkeit wie ein nie versiegender Bach“ (Amos 5,21–24).

Ich weiß, das ist nicht die ganze Frömmigkeit. Über Frömmigkeit gibt es noch manches andere zu sagen, das im Rahmen der Predigtreihe in diesem Semester schon zur Sprache gekommen ist; und ganz passend gibt es nächste Woche einen musikalischen Festgottesdienst. Aber das, worauf Jesaja, Amos, Jakobus und nicht zuletzt auch Jesus selbst unser Augenmerk richten, gehört eben auch zur Frömmigkeit im biblischen Sinn unabdingbar dazu. Es mag sich hier um den Teil handeln, der uns stärker als anderes herausfordert und eine kritische Selbstinspektion und Selbstreflexion voraussetzt, damit wir uns nicht selbst betrügen. Aber eigentlich geht es nur darum, anderen Menschen das zukommen zu lassen, was wir selbstverständlich für uns in Anspruch nehmen. Uns Christinnen und Christen in unserem Alltag wie unserer Kirche als Institution stünde es daher m.E. gut an, wenn wir wieder vermehrt über die soziale Frage sprechen, über die Grundfragen sozialer Gerechtigkeit und die sozialen Grundlagen eines funktionierenden Gemeinwesens, bei uns wie auch in globaler Perspektive – und wenn aus guten Worten Taten folgen. Für Jakobus ist Kirche nur dann Kirche, wenn sie diakonische Kirche ist.

Liebe Gemeinde, der Jakobusbrief ist sicher nicht das erste Wort, das es im Christentum zu sagen und zu hören gilt. Das ist und bleibt die frohe und befreiende Botschaft von dem Heilshandeln Gottes in Jesus Christus. Aber eine stroherne Epistel ist der Jakobusbrief gewiss nicht. Oder anders: Wenn das strohern sein soll, dann muss es sich um sehr nahrhaftes Stroh handeln. Jedenfalls wird ein Christentum, das den Jakobusbrief seiner geistigen Nahrung beimischt, immer ein vitales Christentum sein.

1. WA, DB 6, 10. [↑](#footnote-ref-1)
2. WS, TR 5, 382. [↑](#footnote-ref-2)
3. WA, DB 6, 10. [↑](#footnote-ref-3)